

Zeitschrift: Kinema
Herausgeber: Schweizerischer Lichtspieltheater-Verband
Band: 5 (1915)
Heft: 6

Rubrik: Filmbeschreibungen

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften auf E-Periodica. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen sowie auf Social Media-Kanälen oder Webseiten ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. [Mehr erfahren](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. La reproduction d'images dans des publications imprimées ou en ligne ainsi que sur des canaux de médias sociaux ou des sites web n'est autorisée qu'avec l'accord préalable des détenteurs des droits. [En savoir plus](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. Publishing images in print and online publications, as well as on social media channels or websites, is only permitted with the prior consent of the rights holders. [Find out more](#)

Download PDF: 16.02.2026

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

ben klein angefangen und sind im Kleinen groß geworden, wir wollen nicht Parvenüs werden, wie es leider scheint, sondern wir sollen im Wohlstand nicht vergessen, daß wir im Kleinen wurzeln, daß der kleine Mann unsere stärkste Stütze ist.

Das ist nur ein Ausschnitt, ein Teil der nachdenklichen Gedanken eines objektiven Beobachters. Noch an manchen Stellen kann und muß der Hebel angezettelt werden. Aber was nützen Worte, nur Taten bringen uns weiter!



Allgemeine Rundschau.



Schweiz.

— **Moissi in Zürich.** Der großen Schar der Verehrer Moissis ist Heil widerfahren: Moissi hat sich dem Film-Regisseur zur Verfügung gestellt, und Hans Heinz Ewers hat ein phantastisches Abenteuer in 4 Akten für ihn geschaffen. Der Film wird zurzeit im Kinematographentheater Zürcherhof gezeigt, und dem Besuch nach zu schließen, hat Moissi auch hier eine große Zahl von bewundernd und bewegt zu ihm aufblickenden Verehrerinnen. „Die Brandis Augen“ nennt sich das Bild, in dem Moissi alles, die andern Mitspielenden sowohl die Handlung und die Szenerie nichts bedeuten, wenigstens nach der Ansicht des Regisseurs. Siegreich an der Spitze des ganzen Bildes schreiten aber die Naturschönheiten unter italienischem Himmel, wo der Film gebaut wurde, und die tragische Geste, die packendste Mimik und die einstudierteste Pose Moissis kommen doch eben erst in zweiter Linie, da die Staffage frei von Kunst, Routine und Effekthascherei in ihrer unverfälschten Schönheit wirkt. Wie Moissi lacht, in Verzweiflung gerät, wie er auf BERGE klettert, schmachtet, im Ruderboot steigt, die Treppe hinauf- und heruntersteigt, sich die Haare raust und an der Mauer lehnt, das wird alles in allen Details gezeigt. Und besonders, wie er läuft, bald diese, bald jene, immer aber mit Feuer, Schwung und Leidenschaft. Und man sieht es den Mitspielenden an, daß sie diese Szenen mit Moissi turmhoch einzuschätzen wissen und glücklich sind, mit einem Moissischen Auf verfilmt worden zu sein. „Ein romantisches Filmdrama“ nennt der Verfasser seinen Bier-akter; bei der Verworrenheit der mystischen Handlung dürfte es keinem Besucher leicht sein, eine prägnante Inhaltsangabe des Filmstreifens zu geben. Doch ist ja das schließlich bei einem solchen Film Nebensache; er will lediglich einer Person und nicht einer Idee dienen. N. Z. Z.

— **Bundesgericht und Kino.** Die staatsrechtliche Abteilung des Bundesgerichtes hatte sich in ihrer letzten Sitzung mit zwei Begehren betreffend den Betrieb von Kinematographen zu beschäftigen, indem im Kanton Zug der Betrieb dieser Unternehmungen zwecks Unterstellung unter das Haagergesetz verboten und im Kanton Waadt derselbe auf drei Vorstellungen in der Woche eingeschränkt worden war. Beide Verbote sind vom Bundesgericht wegen unzulässiger Verleihung der Garantie der Gewerbe-

freiheit aufgehoben worden. Auf einen weiteren Beschwerdepunkt der Lausanner Kinematographenbesitzer, der sich auf das Verbot von Films jeglichen militärischen Charakters und solchen, die zu irgendwelchen Manifestationen Anlaß geben könnten, bezog, ist das Bundesgericht nicht eingetreten.

Deutschland.

— Ein bemerkenswertes Urteil. Das Oberverwaltungsgericht in Berlin hat das Recht auf Einführung einer Lustbarkeitssteuerverordnung durch die Gemeinden bestritten mit folgender Begründung: Die Gemeinden seien nicht befugt, in einer Lustbarkeitssteuerverordnung eine Verpflichtung zur Ausgabe von Eintrittskarten einzuführen. Zwar hätten sie das Recht, in die Steuerordnung Kontrollmaßregeln aufzunehmen. Jene Vorschrift gehe aber darüber hinaus. Habe aber die Bestimmung des Paragraph 5 keine Gültigkeit, so fehle der ganzen Steuerverordnung eine wesentliche Grundlage. Nach der fraglichen Steuerordnung solle überall, wo Eintrittsgeld erhoben wird, eine Kartensteuer erhoben werden; in den andern Fällen eine Raumsteuer, das heißt eine Steuer nach der Größe des Veranstaltungsräumes. Falle nun die ungültige Bestimmung des Paragraph 5 weg, so wäre die Steuerordnung widersprüchsvoll, denn dann wären nach ihr steuerfrei die Veranstaltungen, wo zwar ein Eintrittsgeld erhoben werde, aber keine Eintrittskarten ausgegeben würden. Deshalb sei wegen der Ungültigkeit des Paragraph 5 die ganze Steuerordnung vom 25. März 1913 ungültig. Inzwischen ist — nach Erlass des Urteils des Bezirksausschusses — die Steuerordnung geändert worden. Das kommt aber für die Fälle, wo eine unzulässige Heranziehung zur Lustbarkeitssteuer auf Grund der ungültig erklärten Steuerordnung erfolgt ist, nicht in Betracht. Diese Heranziehung bleibt unzulässig.

Schweden.

— Die schwedische Regierung tritt den Beeinflussungsversuchen, denen das Publikum von gewisser Seite durch Darbietung sensationell gefärbter Kriegsfilms ausgesetzt ist, entgegen. Der Zensurbehörde wurden militärische und maritime Sachverständige beigegeben, die darüber zu wachen haben, daß keine Aufnahmen vorgenommen werden, die im jetzigen Augenblick die militärischen Interessen des Landes schädigen könnten.



Filmbeschreibungen.



Der große Diamant.

Großer Detektivfilm in 3 Akten

(Monopol für die Schweiz: G. Burstein, St. Gallen.)

Das Gaunerpaar Georg Manns und Hanni Hannig hat in Erfahrung gebracht, daß die Herzogin von Oldendorf einen Schmuck mit einem großen Diamanten im Werte von 750,000 Mark im Museum ausgestellt hat. Sie

beschließen, das Wertobjekt in ihren Besitz zu bekommen. In der Verkleidung als Haushofmeister der Herzogin und ihres Dieners gehen sie mit einem gefälschten Brief der Herzogin zum Museumsdirektor, der ihnen auf Grund dieses Briefes den Schmuck aushändigt. Aber der Detektiv Bill Burns, der schon immer Verdacht hatte, daß der wertvolle Schmuck Verbrecher anlocken könnte, hat die Bewachung übernommen und auch das Dienerpaar vorsichtshalber mit seinem Apparat photographiert. In der Vergrößerung erkennt er, daß der Diener eine verkleidete Frau ist. Sowie der Diebstahl herauskommt, begibt er sich auf die Verfolgung. Aber auch die Gauner haben bemerkt, daß sie von Bill beobachtet worden waren. Sie beschließen schleunige Flucht über den Ozean. Um sich der Verfolgung zu entziehen, kleidet sich Hanni Hannig wieder in ihre Frauenkleider und wird in einem Reisekorb auf das Schiff gebracht. Die beiden Verbrecher wähnen sich bereits in Sicherheit und freuen sich im Anblick des gestohlenen Schmuckes, den sie in einer ledernen Handtasche verwahren. Da erscheint Bill, der ihre Spur gefunden hat, auf dem Schiff, gibt sich dem Verbrecher als Detektiv zu erkennen und fordert die Herausgabe des Schmuckes. Georg Manns führt ihn in die Kabine und läßt Bill den Reisekorb öffnen. Seine Komplizin wartet verborgen den günstigen Augenblick ab, um über Bill eine Decke zu werfen und ihm mit einem betäubenden Gas die Besinnung zu rauben. Es gelingt, Bill wird seiner Kleider beraubt, die nun Hanni anzieht, um unerkannt am Kapitän vorbeizugehen. Bill wird in den Strohkorb gesperrt. Die Verbrecher aber entfliehen von dem Dampfer in die Stadt und steigen dort in einem vornehmen Hotel ab. Die Ledertasche mit dem Schmuck verschließen sie im Schrank des Zimmers. Unterdessen ist Bill aus seiner Ohnmacht erwacht und versucht vergeblich, den Koffer zu öffnen und sich zu befreien. Da entdeckt er sein Feuerzeug. Er zündet es an und brennt den Deckel des Strohkorbes damit durch. In der Tasche des Schlafrockes der Diebin findet er die Adresse eines Edelsteinhändlers. Wieder in der Stadt, begibt er sich nach jener Straße, mietet gegenüber dem Haus des Händlers ein Zimmer und beobachtet von hier aus durch Spiegelung die sich kreuzenden Straßen. Georg begibt sich aus dem Hotel zu dem Edelsteinhändler, um ihm den Schmuck zum Kauf anzubieten. Vorsichtshalber läßt er diesen im Zimmerschrank zurück unter der Bewachung Hannis. Sie aber, von Furcht für Georg erfüllt, folgt ihm und kommt gerade recht, um Bill mit Kriminalbeamten in das Haus des Edelsteinhändlers treten zu sehen und die Aufführung Georgs ins Gefängnis zu beobachten. Es gelingt ihr, Georg nachts aus dem Gefängnis zu befreien und mit ihm mit dem Auto zu entfliehen. Doch plötzlich entdecken sie, daß sie in der Aufregung die Ledertasche mit dem Schmuck im Schrank des Hotels vergessen haben. Sie müssen also zurück, ihn zu holen. Dort jedoch erreicht sie der Arm der Gerechtigkeit. Bill hat den Ausbruch des Diebes aus dem Gefängnis entdeckt und im Hotel den Schmuck gefunden. Er vermutet ganz richtig, daß die Verbrecher den Schmuck nicht im Stich lassen wollen und zurückkehren werden, um ihn zu holen. Dabei gelingt es Bill, sie zu fassen und dem Richter zu überliefern.

Lottekens Feldzug.

Volksstück von Walter Turszinsky und Robert Wiene in 3 Akten.

1. Akt. Gottlieb Krause fährt „große und kleine Führer“, und Lotte, sein treues Pferdchen, zieht mit unermüdlichem Pflichteifer den Wagen vom frühen Morgen bis zum späten Abend. Zwischen Krause und seinem Lotteken besteht aber auch ein sehr herzliches Verhältnis. Für den Krause gibt es nichts auf der Welt, als sein altes, treues Lottechen, und auch Lotte hängt an ihrem Herrn, wie nur ein Pferd an einem Menschen hängen kann. Abends, wenn beide müde von der Tour heimkommen, wird zuallererst das Pferd versorgt, zuerst bekommt Lotteken sorgfältig zu fressen und zu saufen. Und erst, wenn es dem Tier an nichts mehr fehlt, beginnt Krause an sich selbst zu denken. Frau Brennicke, Krauses rüdlche, hübsche Wirtin, sieht mit mißtrauischen Blicken auf das innige Verhältnis von Krause zu seinem Pferd. Sie hat selbst ein Auge auf ihren stattlichen Vermieter geworfen und versucht, sich dadurch bei ihm einzuschmeicheln, daß sie ihm alles so nett und gemütlich wie möglich einrichtet. Aber Krause hat weder Sinn für ihre Gemütslichkeit, noch hat er Augen für die mollige Frau. Am liebsten sitzt er im Stall und teilt sein frugales Abendbrot mit seinem Lotteken. Lotteken ist auch ein ideales Pferd. Nur einen einzigen Fehler hat Lotte. Sie ist zu musikalisch. Sobald Musik in ihr Ohr tönt, ist sie nicht mehr zu halten. Wohl geschehen dadurch mancherlei Unannehmlichkeiten, und Krause erhält mehr als ein Strafmandat. Aber er meint philosophisch: „Da ist nichts zu machen. Wenn sie eben Musik hört, geht sie los!“ Aber seine Neigung zu Lotteken läßt sich dadurch nicht trüben. Der schlimme Krieg macht aber auch diesem Idyll ein jähes Ende. Lotteken muß mit. Auch sie hat Pflichten gegen das Vaterland. Lotteken bekommt die Einberufungsorder. Die letzte Nacht verbringt Krause im Stall. Am Morgen aber, als es Zeit ist, da streigelt und putzt er sein altes, gutes Pferd, richtet es her, so schön es geht, und nimmt Abschied von dem alten, treuen Kameraden, Tränen in den Augen. „Lotteken, mach mir Ehre“, ruft er ihr nach. Und es ist ihm, als ob ihm auch Lotteken zum Abschied zugewinkt hätte.

2. Akt. Nach Lottekens Abschied ist Krause ganz einsam geworden. Ganze Tage verbringt er in dem leeren Stall. Essen, Trinken und Rauchen will ihm nicht mehr so schmecken. Und Frau Brennicke muß mit ansehen, wie er vor Sehnsucht nach seinem Pferd immer mehr herunterkommt und melancholisch wird. Da nimmt sie sich der Sache energisch an. Mit Gewalt fast holt sie ihn aus dem verlassenen Stall und fährt ihn in ihre gute Stube, wo sie ihm Kaffee und Kuchen vorsetzt. Ganz apathisch beginnt er zu essen; plötzlich aber stockt er, seine Augen weiten sich und treten ihm aus den Höhlen. Er hat etwas entdeckt; auf der Kaffeetasse steht groß und breit: Lotte. „Ja, wer is denn det?“ schreit er voll Entzücken. „Als wie icke“, sagt verächtlich verwitwete Frau Lotte Brennicke. Nun beginnt sofort sein Interesse zu erwachen. Er sieht zum ersten mal, daß seine Wirtin eine sehr hübsche Frau ist, und er findet, daß die neue Lotte auch nicht zu verachten sei. Am nächsten

Sonntag lädet er sie höflich zu einem Ausflug ein, und als sie abends heimkehren, raubt er ihr sogar ein Küschelchen. Krause und die neue Lotte haben sich gefunden. In dieser Nacht aber hatte Krause einen furchtbaren Traum. Das alte Lotteken erscheint ihm und fragt ihn mit kummervoller Miene, warum er ihr untreu geworden ist. Da sieht er das Schlachtfeld draußen, wie Lotte ihre Pflichten gegen das Vaterland erfüllt, und wie ihre musikalische Veranlagung ihr zum Verderben wird. Friedlich stehen die Batteriepferde im Unterstand, da erklingen die melodischen Töne des Hornisten an Lottes Ohr. Da ist es um sie geschehen. Sie geht los. Sie ist nicht zu halten, und geradewegs in das feindliche Feuer hinein stürmt sie. Am Abend findet man das treue Tier tot. Der Offizier vergießt eine Träne und legt den wohlverdienten Vorbeekranz nieder auf das heldenhafte Pferd.

3. Akt. Am andern Morgen steht Krause nicht aus dem Bett auf. Er glaubt fest, daß seinem Pferd ein Unglück zugestochen ist, und will weder von der hübschen Frau Wirtin noch sonst von irgend etwas wissen. „Ich stehe überhaupt nicht wieder auf“, erklärte er resigniert. Nun aber wird es Frau Brennicke zu bunt. Sie will nicht all ihre Hoffnungen in Dunst aufgegangen sehen. Resolut geht sie direkt ins Kriegsministerium, um sich nach Lottekens Verbleib zu erkundigen. Dort aber hört sie eine überraschende Kunde: Lotteken ist überhaupt gar nicht fortgewesen. Lotteken lebt und ist gesund. Lotteken ist untauglich und soll am nächsten Tage nach Hause kommen. Am andern Tag bekränzt Frau Brennicke heimlich den Stall. „Herkommen!“ prangt über der Tür. Und Lotteken hält wiederum Einzug in ihr altes Heim. Glückselig umarmt nun Krause sein wiedergefundenes Pferd. „Aber die andere Lotte ist auch nicht zu verachten“, meint er. An seinem Herzen ist noch für zwei Lotte Platz. Und an einem schönen Tag veranstaltet er privat mit Frau und Pferd seinen eigenen Einzug durch das Brandenburger Tor.

Das eiserne und das Rote Kreuz.

Ein Drama aus der eisernen Zeit.

Die Ereignisse des Jahres 1914 werden dereinst mit flammander Schrift in den Büchern der Weltgeschichte zu lesen sein. Für Deutschlands Ehre färbt das Herzblut der Besten so heiß wie treu den Boden der Feinde. Auch Else, die Tochter des Obersten a. D. von Menzel, verlor bereits durch den Krieg den Mann, den sie über alles liebte. Eine Franzosenkugel streckte ihr Glück in den Sand. Hören wir die kurze Liebesgeschichte des jungen Mädchens. Frühzeitig hatte Else ihre Mutter verloren. Unter der Obhut des Vaters war sie zur lieblichen Jungfrau emporgewachsen. Der Oberst a. D. liebte sein Kind, wie nur ein Vater sein Kind lieben kann, und Else war in allen Dingen dem Vater gehorsam, fühlte sie doch stets, daß er nur ihr Bestes wollte. Der Oberst hatte einen Neffen, Ernst, den er ebenfalls väterlich liebt. Die Idee, aus Ernst und Else dereinst ein Paar zu machen, war im Laufe der Jahre zu seinem Herzenswunsch ausgereist. Ernst ist Offizier von großer Begabung und hervorragenden Tugenden. Der Oberst, der durch und durch Soldat ist, würde es übrigens nie und nimmer zugeben, daß seine Tochter von einem Nichtmili-

tär zum Traualter geführt würde. Er denkt auch gar nicht im entferntesten an die Möglichkeit, daß Else, wenn es einst soweit ist, seinem Wunsch Widerstand entgegensetzen könnte. Noch vor Ausbruch des Krieges lernten Vater und Tochter einen charmanten und sympathischen Menschen kennen, den Dr. phil. Kramer. Und bald glühten zwei Herzen für einander in heißer Liebe. Eines Tages kehrt der Oberst heim. Im Borgarten seines Hauses befindet sich Dr. Kramer. Else blickt zum Fenster heraus, eine lustige Unterhaltung ist im vollen Gange. Der Oberst verbietet an Ort und Stelle energisch aber höflich derlei Zusammenkünfte und Kramer zieht sich betroffen zurück. Else hatte gleichfalls bittere Worte aus dem Munde ihres Vaters anzuhören, die ihr alle Hoffnung raubten, an Kramers Seite je glücklich werden zu dürfen. Und plötzlich ist der August 1914 da, und mit ihm die Mobilisierung. Begeistert eilen die Männer zur Fahne. Auch der Oberst hat eine Einbruchung in Händen. Er erachtet nun die Stunde für gekommen, Ernst und Else fürs Leben zusammenzuführen; es ist ihm bekannt, daß Ernst sein Kind liebt. Er wendet sich an Else und fragt, ob sie einwillige, Ernst, der auch ins Feld müsse, zum Abschied zu empfangen und gleichzeitig dessen Werbung zum Ehebunde anzunehmen. Und Else, in Verzweiflung um Kramers Schicksal, der gleichfalls als Unteroffizier einrücken muß, sagt: „Ja, Vater, ich will Ernst empfangen.“ Der Oberst ist überglücklich und telegraphiert dies an Ernst. Nun sieht er seinen Lebenswunsch erfüllt und beruhigt kann er dem Tode fürs Vaterland ins Auge sehen. Ernst kommt, in Feldgrau präsentiert er sich Else und diese weist seine Bewerbung ab. „Das Herz Eßens ist nicht mehr frei“, meldet Ernst bestürzt dem Onkel und wehen Herzens zieht er ins Feld. Der Oberst wütet, und als ihm Else gesteht, daß sie Dr. Kramer liebt, weist er sein Kind aus dem Hause, seine Tochter sei sie gewesen. Er eilt wenige Stunden später zu seinem Regiment, um seiner Soldatenpflicht zu genügen. In einem kleinen Städtchen, nahe der französischen Grenze, finden wir Oberst von Menzel wieder; in dem Hause eines Pastors ist er mit seinem Stabe einquartiert. Der Dienst des Krieges ist hart; die Vorhut des Feindes naht, es heißt auf der Hut sein. Die Stunden des Schlosses sind dem Krieger oft lang zugeschlagen. Müde streckt sich der Oberst in Uniform auf das Sofa, doch bald schreckt er aus dem Schlummer auf, er sah im Traume, wie er daheim seinem Kinde die Tür wies, und etwas wie Reue malte sich in seinen Zügen. Bei einem Angriff von Seiten der Franzosen auf das Städtchen blieben die Deutschen Sieger, viele Gefangene werden gemacht. Ein Teil derselben wird in der Kirche untergebracht. Bei diesem Gefecht hat sich Dr. Kramer ganz hervorragend betätigt, er kundschaftete unter Gefahr für sein Leben die feindlichen Stellungen aus, und mit einer Kugel in der Brust brachte er noch rechtzeitig Meldung. Dr. Kramer wird ins Lazarett gebracht und hier findet ein unerwartetes Wiedersehen statt. Else, als Krankenschwester, war unbemerkt dem Vater gefolgt und nun trifft sie mit Dr. Kramer zusammen, um ihm in seinen letzten Stunden zur Seite zu sein. Dr. Kramer fühlt sein Ende nahe, es ist sein letzter Wunsch, mit Else noch getraut zu werden. Else begibt sich schleunigst ins Quartier ihres Vaters. Dieser ist aufs Höchste überrascht, sein Kind als Krankenschwester zu se-

hen, doch freut es ihn; er wußte, daß sein Kind seine Kräfte dem bedrohten Vaterland weihen wird. Voll Rührung führt er Else und fragt nach dem Grund ihres Kommens. Und Else erzählt von Kramers schwerer Verletzung, von seiner Heldenat und seinen letzten Wünsche. Das Herz des Vaters wird weich, er ruft den Pfarrer. Und fort in die Kirche geht es, und inmitten der gefangenen Franzosen wird das Paar schleinigst getraut. Ins Lazarett zurückgebracht, sieht Dr. Kramer mit Fassung seinem Ende entgegen. Die Fittiche des Todesengels rauschen bereits über Kramers Haupt, da erscheint ein Ordonnanz-Offizier und

Oberst von Menzel ist so glücklich, seinem Schwiegersohne das Eiserne Kreuz auf die sterbende Brust legen zu können. Ein Dankesblick für den Oberst, ein Abschiedsblick für Else, und Dr. Kramer schließt seine Augen auf ewig. Und so endete des Liebesglück von Frau Dr. Kramer geborene von Menzel.



In seinen grauen Augen lohte es wie heiste Bewunderung auf, dann aber senkte er schnell die Lider über die verräterischen Augen.

Ingvelde stellte den Engländer vor, und die Baronin schloß jogleich wie ein Pfeil auf ihn zu und bemächtigte sich seiner beiden Hände.

„Wie sollen wir Ihnen nur danken, mein Herr“, rief sie pathetisch, „ich und mein Sohn. Roman komm doch mal her und danke Mister Illings, daß er uns unsern holden Liebling wiederbrachte. Sie glauben gar nicht, mein Herr“, fuhr sie, ihr seines Spizentuch gegen die Augen pressend, fort, „wie unser Herz an diesem geliebten, süßen Kind hängt. Sie zu verlieren, bedeutet für uns das Aufhören des Lebens. Sie ist leider nur sehr nervös, unsere arme kleine und sehr von ihrer augenblicklichen Stimmung abhängig, ein Erbteil ihres unglücklichen Vaters. Jetzt schläft unser Liebling, Gott sei Lob und Dank, süß und fest. Ich habe sie in der Obhut der Wärterin gelassen, weil der Arzt absolute Ruhe für sie verlangt.“

Mister Illings blickte mit finster gesetzter Stirn auf die Frau, deren Redeschwall über ihn hinbrauste, als wollte er ihn ersticken.

Romans farge Dankesworte, die sich nur widerwillig über seine Lippen zu drängen schienen, beantwortete Illings durch eine knappe Verbeugung.

Magna Skaare, die bisher abseits gestanden, kam jetzt neugierig näher. Ein halb kokettes, halb versonnenes Lächeln um den holden Mund und in den blaugrünen Augen ein Glimmern und Flimmern. Ein blaßgraues Band schlängt sich durch ihr goldenes, frei herabwallendes, gelocktes Haar, und um die schlanken Glieder floß weich und schmiegsam ein blaßblaues, durchsichtiges Gewand, wie ein blauer Traum hernieder.

„Wie sündhaft schön ist dieses Kind“, dachte der Engländer, und der finstere Zug auf seinem Antlitz vertiefte noch, als er sich gemessen vor dem Mädchen verneigte.

Magna aber jagte, holdselig lächelnd:

„Genau so böse jahen Sie mich auf dem Schiffe an, wenn ich vergnügt plauderte und lachte und ich müßte dann immer denken: Der Mann ist wohl nie froh gewesen. Ist es nicht so, Mister Illings?“

Sie jah herausfordernd in sein ernstes Gesicht.

„Nie froh gewesen“, murmelte er dann vor sich hin, „nie froh.“

Und seiner ganzen Gestalt einen Ruck gebend, entgegnete er mit einem halben Lächeln um den Mund, das etwas von Mitleid hatte:

„Vielleicht erinnerten Sie mich, ohne daß ich mir klar darüber war, an jemand, der mir einst sehr weh getan. Sie sollen aber in Zukunft mit mir zufrieden sein. Ich werde mich bessern und Ihnen nie wieder böse Augen machen.“

Magna klatschte vergnügt in die Hände.

„Also Friede zwischen uns, Mister Illings?“

„Friede“, bejahte er lächelnd, aber der finstere, grübelnde Zug wollte nicht aus seinen Antlitz weichen, und in seinen Augen stand es wie ein feindliches Drohen.

Man setzte sich zu Tisch.

Ingvelde hatte den Engländer an ihrer Seite, neben Illings saß die Baronin. Roman war zwischen Ingvelde und Magna platziert, während Roßmussen seinen Platz zur Seite Magnas und der Baronin gefunden hatte.

Man sprach viel und angeregt, aber der Inspektor hatte die Empfindung, als lauere hinter den gleißenden Schön-

redereien ein verborgenes, unheimliches Etwaß, das er nicht ergründen konnte.

Ein wildes, fast schmerzlich zuckendes Gefühl machte plötzlich sein Herz schneller schlagen. Er sah, wie die kalte, hart abwehrende Ingvelde unter den herrischen Blicken des Engländers errötete, wie sie halb erschreckt, halb sinnend den hellen, fühlenden Blick ihrer Augen von dem Fremden abwandte, der sie mit so eindringlichem Forschen anschaut.

Was war das zwischen den Beiden, die sich doch heute augenscheinlich zum erstenmal sahen?

Eine heiße Angst froh plötzlich in Harald Roßmussens Herz empor und machte seine Pulse klopfen.

Fast flehend sah er zu Ingvelde hinüber.

Da traf ihn ein kühler Blick aus den grauen Augen, etwas Fremdes, Eisiges wehte zu ihm herüber und bannte mit einem Schlag das heiß in ihm aufsteigende Gefühl.

„Sie müssen uns etwas aus Indien erzählen, lieber Mister Illings“, rief die Baronin mit Emphase. „Sie glauben nicht, wie ich Indien liebe, es ist eigentlich das einzige Land, das ich nicht mit eigenen Augen gesehen habe, aber eine Sehnsucht danach lebt in uns, eine Sehnsucht.“

„Das ist wohl das Land, wo, wie ein deutscher Dichter singt, die Lotosblumen des Nachts ihr trautes Schwesternlein im Mondenschein erwarten?“ lachte Magna silberhell auf. Erzählen Sie, Mr. Illings, aus den märchentiefen Nächten am Ufer des Ganges.“

Der Engländer lächelte bitter.

„Mir sind keine Lotosblumen dort begegnet, meine Damen“, sagte er rauh. „Ich kam als halber Knabe in das fremde Land, ohne Mittel, ohne Hand, die mich führte. Da bannte mich in den stillen Nächten nicht die schwüle Blütenpracht mit all ihrem Duft und Schwimmer, sondern etwas anderes, das fern, ach, so fern mit entrückt war, mein altes Vaterhaus, das mir ewig verschlossen sein sollte und nur noch im Traum mein war. Und ich arbeitete, bis ich totmüde umfiel, um nichts mehr denken zu müssen, um all den Gross und Hass vergessen zu können, der mich hinausgetrieben hatte in die Ferne.“

„Wie interessant“, lispelte die Baronin.

„Verzeihung, daß ich mich so gehen ließ“, bat der Engländer mit einer leichten Verneigung zu Ingvelde, die Halle hier weckte eine leise Erinnerung an mein Vaterhaus, und ich sagte mehr als ich sagen sollte.“

„Sie haben die Heimat freiwillig verlassen?“

„Ja, weil ich mich nicht knechten lassen wollte, weil man dort etwas mir Heiliges in den Staub trat. Können Sie verstehn, daß man in einem solchen Augenblick alles von sich wirkt?“

„Mein“, gab das stolze Mädchen hart zurück. „Wir hier im Norden kennen nur ein Gesetz, dem wir uns fügen. Es ist das Gebot, welches der Wille der Eltern dictiert. Mag er gut oder schlecht sein, wir gehorchen.“

Der Engländer lachte leise, voll Bitternis auf.

Roßmussen aber sagte, die blauen Augen fast zornig auf die Herrin des Ramsahofes gerichtet:

„Das wäre ja sehr bequem und alle Selbstverantwortlichkeit hörte auf. Nein, nicht Elternwille hat das Recht, das Schicksal der Kinder aufzurichten oder zu zertrümmern, sondern auch die Kinder haben die Pflicht, sich selbst ihr Schicksal zu zimmern, wenn sie einsehen, daß es an dem Unvermögen oder an der Selbstherlichkeit derjenigen, die über sie zu bestimmen haben, gebricht.“